Falkenhausen

DANTE

FRIEDRICH FREIHERR VON FALKENHAUSEN

DANTE

WALTER DE GRUYTER & CO.

vormals G. J. Göschensche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

BERLIN 1951

Als Vorlage für den Dante-Kopf auf dem Schutzumschlag diente eine Radierung von

WILLY JAECKEL
* 10. 2. 1888 zu Breslau
† 30. 1. 1944 zu Berlin

Archiv Nr. 346151

Gesamtherstellung: Werkpresse Ravensburg

INHALT

Dante und wir Deutschen 1
Italien und Florenz zu Dantes Zeit 8
Herkunft, Jugend und Neues Leben 20
In der Arena des politischen Kampfes 39
Exul immeritus 60
Trost der Philosophie: Die Traktate vom Gastmahl und von der Volkssprache 80
Enttäuschte Hoffnung: Kaiser Heinrichs Kampf und Ende 103
Für Kaiserrecht und Weltreich: Die Schrift „de monarchia" 122
Neue Wanderschaft und neuer Kampf 133
Der Pilger durch die jenseitigen Reiche: Werden und Wesen der Göttlichen Komödie 145
Ausklang 181
Unsterblichkeit 189

VORWORT

„Wer immer von Dantes Genius angerührt wird, wendet den Blick nicht wieder ab von dem Ziele, das er ihm weist, einem Ziele, das nicht von dieser Welt ist.“ Mit diesen Worten hat Friedrich Frh. v. Falkenhausen selbst die Kraft bezeichnet, die sein Leben durch die letzten schicksalsschweren Jahrzehnte getragen hat. Er, der einst im Staatsdienst an wesentlicher Stelle stand, immer wieder aufbauend und hoffend, immer wieder resignierend, war von jeher der Danteschen Gedankenwelt verbunden, und hat den letzten Abschnitt seines Lebens daran gesetzt, sie bis zum Grunde zu verstehen und den daraus gewonnenen Trost auch andern zugänglich zu machen. Je mehr Gewalt, Egoismus der Völker und Abfall von den bisher im Abendland herrschend gewesenen geistigen Kräften das europäische Bewußtsein verdunkelten, desto stärker wirkte er für ein neues Verständnis von Dantes Lebenswerk. Dantes großes Lied, das mit so unendlicher dichterischer Kraft und Schönheit das Gefüge der göttlichen Weltordnung offenbart, war ihm die großartigste Beschwörung des Geistes, um den chaotischen Mächten der Zeit standzuhalten und sub specie aeternitatis die Überwindung des irdischen Wirrsals zu erstreben. Der Trost dichterischer Schönheit und der Klarheit des Geistes, der Menschlichkeit

und gläubiger Demut, die das Lied „dran Himmel Hand gelegt und Erde“ ausstrahlt, ist ihm, dem Übersetzer, geblieben... so tief und zerstörend auch das dunkle Verhängnis über Europa und mit dem Kriegsende ganz besonders über den deutschen Osten hereinbrach. In der dunkelsten Zeit, im März 1946 ist Friedrich Freiherr v. Falkenhausen in Potsdam gestorben. Die vorliegende Arbeit ist in den Jahren unerhörten geistigen Druckes während des zweiten Weltkriegs entstanden, bestimmt von dem Willen, auch vom Geschichtlichen her und aus der Kenntnis des Lebensschicksals Dantes heraus den Weg zum Verständnis seiner unsterblichen Dichtung dem heutigen Menschen zu erleichtern oder gar zu eröffnen.

Harald v. Koenigswald

Dante und wir Deutschen

Was Lessing in seinem vielzitierten Epigramm von dem Dichter des Messias gesagt hat, gilt noch heute bei uns von dem Sänger der göttlichen Komödie: Jeder wird ihn loben, nicht jeder ihn lesen wollen. Wer wüßte nicht aus der Literaturgeschichte, daß Dante am Parnass einer der Größten aller Zeiten, daß er ohne gleichen unter allen Poeten romanischer Zunge ist? Wie viele aber kennen auch nur von dem großen Gedichte, dem er seinen Ruhm verdankt, mehr als den seltsamen Titel, einige Episoden wie die von Ugolino und Francesca da Rimini und zwei oder drei abgegriffene Zitate? Wohl hat Dante in Deutschland eine Gemeinde begeisterter Verehrer. Ein reichhaltiges Schrifttum deutscher Sprache bezeugt den Eifer, mit dem die deutsche Wissenschaft um ihn bemüht ist. Keine andere Dichtung fremder Zunge ist so oft ins Deutsche übersetzt worden wie seine Commedia. Heimisch aber, wie Homer, wie Shakespeare, ist er bis heute nicht geworden im Reich des deutschen Geistes.

In seinem Buche vom „lebendigen Dante" hat sein Landsmann Giovanni Papini das Schlagwort ausgegeben: um Dante zu verstehen, müsse man Florentiner, Katholik und Künstler sein. Er scheint das Paradoxe seines Urteils selbst zu spüren, da er sich beeilt, dessen Tragweite einzuschränken. Wörtlich genommen würde es eine arge Her-

absetzung seines Helden bedeuten. Ein Dichter, der nur für die Brüder in Apoll, nur für literarische Feinschmekker genießbar ist, sieht seinen Lorbeer rasch verwelken; sein Wort wird nie, wie das Dantes, durch die Jahrhunderte hallen. Dantes Religiosität, so wesenhaft katholisch ihr Gepräge, ist nicht so eng, daß sie Andersgläubigen den Weg zu ihm versperrte. Tatsächlich haben Protestanten manches treffende und tiefe Wort über ihn gesagt und geschrieben. Das fremde Volkstum aber ist auf den Höhen, wo Dante steht, keine Scheidewand: hier gehen, nach Jakob Burckhardts schönem Worte, alle Schlagbäume in die Höhe. Die Pflege, die Dantes Vermächtnis in Deutschland und auch in England gefunden hat, gibt der des Mutterlandes wenig nach. Ja: die deutsche Danteforschung darf sich rühmen, in mancher Hinsicht, vielleicht in Wesentlichem, der Italiens voraus zu sein. Einer der Neuesten von dort, der eben genannte G. Papini, der durch sein beißend treffendes Urteil über die blind verhimmelnde „Dantomanie" und die instinktlose Haarspalterei der „Dantologen" auch bei uns beträchtliches Aufsehen erregt hat, wirkt mit seinem Versuche, das Menschliche und auch das Allzumenschliche an Dante ins Licht zu stellen, aufs Ganze gesehen, weit weniger überzeugend als das Charakterbild des Dichters und Denkers, das man aus K. Voßlers Buche über die göttliche Komödie gewinnt. Vergleicht man dies Werk dann mit den Leistungen anderer namhafter italienischer Danteforscher, etwa mit Zingarellis Dantebuch, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß der Deutsche dem innersten Wesen des fremdstämmigen Dichters und Denkers näher kommt als seine Landsleute. Der Gedanke an eine geistige Verwandtschaft drängt sich auf, die ihm das Verständnis für Wesenszüge erschließt, die jenen fremd bleiben. Es ist ein Schildbürgerstreich, wenn der oder jener den großen Florentiner wegen der Herkunft seines

Familiennamens Alighieri von dem deutschen Aldiger als ganzen oder halben Germanen in Anspruch nehmen will. Der Name ist, wie er selbst (Par. XV, 137 ff) zu sagen weiß, von dem Geschlecht seiner Ururgroßmutter übernommen, die aus dem Tale des Po — wahrscheinlich aus Ferrara — stammte. Selbst wenn sie, was nach dieser Herkunft höchst unwahrscheinlich, rein deutscher Abstammung gewesen sein sollte, so hätte er damit nur einen von sechzehn Blutsträngen von deutscher Seite empfangen. Die kindische Eitelkeit, alles, was glänzt im Reiche des Geistes, an sich raffen zu wollen, sollten wir ruhig den Völkern lassen, die es nötig haben, sich mit fremden Federn zu schmücken. Nur darum geht unter den Anthropologen noch der Streit, ob Dante der mediterranen oder der etruskischen Rasse angehört habe. Aber wie immer das Blut in seinen Adern gemischt war: in der Seele des Mannes, der sich selbst Florentiner von Geburt, nicht von Gesinnung nannte, klingt eine Saite, die uns Deutsche wunderbar vertraut anspricht. Seine rücksichtslos unbekümmerte, oft genug bis zur Rechthaberei gesteigerte Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, der Stolz und die Empfindlichkeit seines Ehrgefühls, die Verachtung des Erfolges, die Herzensneigung zu den Unterliegenden, für die Tragik der Minderheiten, deren Sache kraft ihrer inneren Hoheit noch im Untergange triumphiert, der heilige Ernst, der sich seiner Sache mit Leib und Seele verschreibt und stets bereit ist, für jedes Wort mit dem Leben einzustehen: das alles sind Eigenheiten, die er mit den Edelsten unseres Volkes gemein hat.

Strenger als das fremde Blut trennt der Abstand der Jahrhunderte. Es ist nicht die Fülle der zeitgeschichtlichen Anspielungen, die uns unverständlich geworden sind, weil ein großer Teil der Ereignisse und Persönlichkeiten, die den Zeitgenossen ohne weiteres geläufig waren, heute vergessen ist, auch nicht die Menge dieser

nebensächlichen, durch den Fleiß der Ausleger meist gelösten Einzelfragen, was das Verständnis hindert: Weit schwerer ist die Kluft zu überbrücken, die die ganze Denkweise jener Zeit von der unseren scheidet. Das mittelalterliche Weltbild, die philosophischen Ideen, die Anschauungen über Kirche und Staat, über Beruf und Familie, in denen Dante lebte, sind uns fremd geworden. Es ist, als ob die Gedanken des mittelalterlichen Menschen als solche von Haus aus andere Wege gingen als die unseren, oft so überraschende Wege, daß es uns schwer wird, ihnen zu folgen. Aber diese fremdartige Tracht von Dantes Gedanken ist doch nur ihre äußere Hülle. Was sie birgt, ist zeitlos; es reicht in Tiefen hinab, wo unter allem Schutt der Jahrhunderte, von ihren Umwälzungen unberührt, die Wurzeln des Ewigmenschlichen sich verschlingen. Zu diesem inneren Kerne wird der Leser umso leichter hindurchdringen, je näher er dem Dichter als Menschen vertraut geworden ist, je klarer sich ihm sein Seelenleben, seine geistige Persönlichkeit erschlossen hat. Er muß suchen, ihn inmitten seiner Umwelt zu sehen, seine Beziehungen, seine Spannungen zu den Mächten seiner Zeit kennen zu lernen.

Wüßten wir mehr von Dantes Erdenwallen, so würde ein Bild seines Lebens solcher Schau aufs beste dienen. Leider führt sein Weg auf weite Strecken durch undurchdringliches Dunkel. Urkundliche Zeugnisse sind nur in sehr beschränktem Umfange auf unsere Zeit gekommen. Für den größten Teil seiner Lebensjahre fehlen sie ganz. Von den Zeitgenossen erwähnen ihn Dino Compagni und Giovanni Villani in ihren Chroniken von Florenz. Aber ihre Angaben, obwohl Villani ihm einen besonderen Abschnitt, die Rubrica Dantesca widmet, sind lückenhaft und ohne Zusammenhang. Das gilt auch von den zahlreichen Hinweisen und Andeutungen auf eigene Erlebnisse, die sich in seinen Werken, namentlich in der

göttlichen Komödie finden. Sie sind überdies zum grossen Teil so dunkel und vieldeutig, daß sie keinen festen Anhalt für die Bestimmung der Tatsachen geben. Auch die Angaben der alten Ausleger zu diesen Stellen sind mit Vorsicht aufzunehmen. Die Legendenbildung, die sich seiner Person schon bei Lebzeiten bemächtigt zu haben scheint und mit der raschen Ausbreitung seines Ruhmes immer üppiger ins Kraut schoß, hat auch hier offenbar ihren Niederschlag gefunden. Giovanni Boccaccio, dem wir die erste Lebensbeschreibung Dantes verdanken, hat ihn selbst nicht mehr gekannt. Er steht indes dem mit Begeisterung verehrten Meister zeitlich noch so nahe, daß er aus seiner Umgebung glaubwürdige Nachrichten erhalten haben wird. Nur legt der Meister der Novelle sichtlich mehr Wert auf gefällige und spannende Darstellung und pathetischen Schmuck der Rede als auf strenge Genauigkeit; er scheidet nicht ängstlich zwischen Wahrheit und Dichtung, gibt auch augenscheinlich manche bloße Vermutung als Tatsache. Wenngleich die Zweifelsucht, mit der lange Zeit seine Angaben, wie überhaupt die Überlieferungen über Dante, von vornherein mit Mißtrauen betrachtet wurden, ohne Frage übertrieben war, so können seine Vita und sein Trattatello doch nicht als unbedingt zuverlässige Quellen gelten. Die späteren Lebensbeschreibungen aus der Zeit des Humanismus sind überhaupt nicht mehr als Quellen zu werten. Sie fußen fast durchweg auf Boccaccio. Einzig der florentiner Staatssekretär Lionardo Bruni nimmt einen Anlauf zu historischer Kritik. Unzufrieden mit Boccaccio, dessen novellistische, allzu empfindsame Art er Dantes unwürdig findet, setzt er sich vor, dessen tätiges Leben, vor allem sein Wirken in der Öffentlichkeit darzustellen. Er hat tatsächlich die Urkunden, die ihm wohl von Amts wegen zugänglich waren, eingesehen und geprüft. So erwähnt er einen eigenhändigen Brief Dantes,

dessen Handschrift er beschreibt, und sagt von einem Schreiben, das in den Parteikämpfen der Jahre 1300/01 eine Rolle gespielt hat, er habe es unter den im Stadthause aufbewahrten Schriften selbst gesehen und halte es für eine Fälschung. Immerhin hat er auf die kleine Schrift, die, wie er selbst bekennt, zur Erholung von ernsterer Arbeit verfaßt ist, nicht allzuviel Sorgfalt verwendet, und in verschiedenen Einzelheiten, namentlich in Zeitangaben, sind ihm Irrtümer nachgewiesen.

So spärlich und zum großen Teil so trübe rinnen die Quellen, aus denen wir unser Wissen um Dantes Lebensgang schöpfen müssen. Für weite Abschnitte läßt sich der Verlauf nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit ermitteln; über manche Vorfälle sind nur Vermutungen möglich.

Klarer wird die Einsicht, wenn es um seinen inneren Werdegang geht, auf den für die Erfassung seiner Persönlichkeit schließlich alles ankommt. So lückenhaft die Kenntnis von dem äußeren Verlauf seines Lebens ist: das, was wir davon wissen, von den Schicksalen, die ihn zum Manne geschmiedet, von seiner Haltung zu den geistigen Strömungen, seinem Ringen mit den politischen Mächten seiner Zeit, es rundet sich zum Bilde, wenn wir es mit den Selbstzeugnissen zusammenhalten, die in jedem seiner Werke reichlich zu finden sind: in der Jugenddichtung vom Neuen Leben, dem Preise der verklärten Herrin Beatrice; in den Kanzonen des Mannesalters und den gelehrten Abhandlungen des Convivio; in der Monarchia, der Streitschrift für das Kaisertum und das heilige Weltreich; vor allen in der göttlichen Komödie, dem Liede von der ewigen Gerechtigkeit. Überall spiegelt sich dort das Wesen ihres Urhebers: nicht allein in den vielfachen bewußten Bekenntnissen; in jedem Worte, das wir von ihm zu hören bekommen. Gelingt es, mit Hilfe dieses Spiegels, dem Gange seines Lebens

folgend, ein lebendiges Bild des Mannes vor Augen zu führen, dann wird dem Leser, der so mit seinem inneren Wesen vertraut geworden ist, die Hülle fallen, die ihm den Zugang zu den Tiefen seiner Offenbarung wehrte, und sein Ohr wird sich öffnen für das, was Dante noch uns Heutigen zu sagen hat.

Wenn nicht alles trügt, hat er in seinem poema sacro, dem „geweihten Sang, dran Himmel Hand gelegt und Erde", gerade unserer Zeit und unsrem Volke noch viel zu sagen. Die Allseitigkeit seines Geistes, der dennoch, in gewollter Einseitigkeit, alles irdische Geschehen in das Licht der ewigen Gerechtigkeit stellt, kann mit der Anschauung solch geschlossenen Weltbildes selbst unserer relativistisch zerfaserten Zeit den Begriff des Absoluten geben. Seine Commedia ist wohl die tiefste Offenbarung des Göttlichen, die wir dem Genius der Dichtung zu danken haben, ein Weckruf diesem Geschlechte, das als Erbe vieler Generationen die Vergötzung vergänglicher Werte überkommen hat. Die Fülle der Gesichte, die eine unerschöpfliche dichterische Eingebung in zwingender Eindringlichkeit gestaltet; die lange Reihe bedeutender Gestalten, die lebendig und lebenswahr an uns vorüberzieht; die Dramatik der bald furchtbaren, bald erhebenden Szenen, die sich vor uns abspielen: das alles, samt der grandiosen Architektonik des Aufbaus, der unvergleichlichen Wucht der dichterischen Sprache, der meist verhaltenen, in ihrer strengen Beherrschtheit umso mächtiger wirkenden Glut der Empfindung und der unerbittlichen Wahrhaftigkeit, mit der sie zum Ausdruck kommt, es scheint berufen, uns nach allem, was wir an Literatentum, Ästhetenkunst und Manierismus im letzten Menschenalter erlebt haben, eindringlich vor Augen zu führen, was hohe Poesie ist und was sie vermag, wenn sie sich ehrfürchtig in den Dienst einer heiligen Sache stellt.

Italien und Florenz zu Dantes Zeit

Die Zeit, in die Dantes Leben fällt, das letzte Drittel des dreizehnten und das erste Viertel des vierzehnten Jahrhunderts, ist der Ausgang des Mittelalters. Man hat diese Jahre mit dem ganzen Trecento wohl als „Vorrenaissance" zu kennzeichnen gesucht und insonderheit Dante selbst als Vorläufer der Renaissance in Anspruch nehmen wollen. Die Bezeichnung trifft die Sache nicht, mag man nun den Begriff der Renaissance wörtlich als Neubelebung der — in Italien nie ganz erstorbenen — Überlieferung der Antike fassen oder, im allgemein geistesgeschichtlichem Sinne, als Lösung des Individuums aus den Banden der herrschenden Ideengemeinschaft, Befreiung des Denkens von der Autorität des Hergebrachten, Aufkommen der Empirie, der exakten Wissenschaften. Wohl bahnt sich in jener Zeit, auf den verschiedensten Gebieten deutlich spürbar, etwas wesentlich Neues an. Aber es weist nicht in die Richtung, wo die Ziele der Renaissance lagen.

Mit dem Sturze der Staufermacht war das mittelalterliche Kaisertum und mit ihm das Imperium, der staatliche Zusammenhalt des Abendlandes, zu Grabe getragen. Der Versuch Heinrichs VII., es neu zu beleben, ist völlig gescheitert. Die Bahn war frei für das Aufstreben der Nationalstaaten. Zunächst aber blieb als Sieger das mittelalterliche Papsttum auf dem Plan. Sein Weltmachtstreben, dem das Kaisertum erlegen war, erhob sich eben zu Dantes Zeit in Bonifaz VIII. zu den kühnsten Ansprüchen. In der Bulle Unam sanctam verlangte er für den kirchlichen Oberhirten zu dem geistlichen das weltliche Schwert und war auf dem Wege, die Forderung zu verwirklichen. Er erlag der Macht Philipps des Schönen von Frankreich, und bald nach dem Tode des

durch die Gefangennahme zu Anagni gebrochenen Greises führte Clemens V., der „Gascogner", wie ihn Dante geringschätzig nennt, das Papsttum in die babylonische Gefangenschaft zu Avignon, für den Druck der Kaisermacht den lastenderen der Krone Frankreichs eintauschend. Aber auch hier, so peinlich durch deren Übergewicht seine Bewegungsfreiheit gehemmt war, blieb es auf dem Wege, den einst Gregor VII. eingeschlagen hatte; die Oberherrlichkeit über alle Herrscher des Abendlandes wurde in aller Form als ein dem Nachfolger Petri von Gott verliehenes Recht in Anspruch genommen.

Blieb dergestalt das Verhältnis von Kirche und Staat grundsätzlich dasselbe, wie es sich im späteren Mittelalter gestaltet hatte, so blieb auch der Einfluß der Kirche auf das geistige Leben nach wie vor maßgeblich und weithin beherrschend. Auch hier zwar regten sich neue Kräfte. Aber die beiden großen Bewegungen, die damals, dem verweltlichten Kirchenregiment zum Trotz, wahrhaft christliche Frömmigkeit zu neuem Leben zu wecken wußten, waren nach Wesen und Gesinnung echte Schößlinge des Mittelalters: sowohl die geistige Großtat der Scholastik, die, namentlich durch Thomas von Aquino, aus den Händen der Araber die aristotelische Philosophie übernahm, um damit das katholische Dogma zu unterbauen, als die weltverachtend religiöse Inbrunst des heiligen Franz von Assisi. Unter dessen Jüngern machte sich gerade zu Dantes Zeit jene schwärmerische Richtung geltend, die im Gegensatz zu der laxeren Ordensleitung auf strengste Durchführung der von ihrem Meister gebotenen Besitzlosigkeit, namentlich auch bei den Prälaten und Kirchenfürsten, drang. Diese spiritualen Franziskaner legten auch darin eine ausgesprochen mittelalterliche Gesinnung an den Tag, daß sie die Lehre des Kalabreserabtes Joachim de Fiore von den drei Gottesreichen aufnahmen, deren drittes nach seiner Weissagung

die beiden ersten, das Gottvaters und das des Gottessohnes, die Reiche des alten und neuen Bundes, in Kürze mit einer Inkarnation des heiligen Geistes ablösen werde. Diese Inkarnation sahen sie in der Geburt ihres Heiligen vollzogen und damit das Reich des Geistes angebrochen. Ihre Schwarmgeisterei ist später von der Kirche als ketzerisch verdammt und verfolgt worden. Damals aber übten sie starken Einfluß, und es kam in dem Orden zu schweren, selbst in blutige Händel ausartenden Streitigkeiten. Im Zeichen thomistischer Scholastik und franziskanischer Mystik stand das gesamte Geistesleben jener Tage. Unter ihrem Einfluß stand auch Dante selbst. In Thomas von Aquino sieht er seinen Führer zu ewiger Wahrheit; auf die thomistische Philosophie und Theologie, auf ihre Welt- und Seelenlehre gründen sich die Anschauungen, die überall in Dantes Werken zum Ausdruck kommen. Scholastisch ist die Methode, wie er seine Ansichten entwickelt, seine Beweise führt. Auf Schritt und Tritt begegnen in seinen Werken Meinungen und Vorstellungen, die mit großer Wahrscheinlichkeit auf Thomas oder auch auf dessen Vorgänger Albertus Magnus zurückgeführt werden. Anklänge an den Wortlaut von Stellen aus den Schriften des Aquinaten sind nicht selten. Wie dieser Dantes Denken die Richtung gegeben hatte, so gehörte seine Neigung dem heiligen Franz von Assisi. Die im weiteren Verlaufe immer mehr auseinanderstrebenden Richtungen der scholastischen Dogmatik und der franziskanischen Mystik scheinen in Dantes Vorstellung zu harmonischer Einheit verschmolzen. Sinnbildlich kommt das im Paradiso zum Ausdruck, wenn im XI. und XII. Gesange Thomas von Aquino selbst das Lob des heiligen Franz und dessen Jünger Bonaventura das des heiligen Dominicus singt, dessen Ordenskleider der Aquinate trug. Der erste dieser Gesänge ist ganz dem poverello di Dio und seiner mystischen Ver-

mählung mit der Armut gewidmet. Wo immer in der Commedia von irdischem Besitz die Rede ist, wird er im Sinne des franziskanischen Armutideals behandelt. Sogar die Apokalyptik jener Spiritualen scheint nicht ohne Einfluß auf Dante gewesen zu sein, wenngleich er ihre Verstiegenheit nicht minder scharf verurteilt als die Laxheit ihrer Gegner. Wagt er doch, den Begründer ihrer Lehre vom Reiche des heiligen Geistes unter die seligen Glaubenslehrer im Himmel der Sonne zu versetzen, obgleich diese seine Lehre von der Kirche als bedenklich und gefährlich verurteilt worden war. Franz von Assisi und Thomas von Aquino, die beiden Erwekker spätmittelalterlicher Geistigkeit, haben bei Dante Pate gestanden, wie wir ihn auch als streitbaren Verfechter der mitteralterlichen Kaiseridee kennen lernen werden.

Auch die italienische Dichtung trug zu Dantes Zeit, wenngleich auf neuen Bahnen zu neuen Zielen strebend, den Stempel des Mittelalters. Ein Pflänzling der provençalischen Troubadourpoesie, war sie in der Stoffwahl, in der Vergeistigung des Minnebegriffs, in dem künstlichen Strophenbau und der oft gekünstelten Sprache getreulich ihrem Vorbilde gefolgt. In Italien indes war dies ein neuer Ton. Nachdem bisher das Latein unbeschränkt geherrscht hatte, erklangen jetzt, zuerst am Hofe Kaiser Friedrichs II., Minnelieder in der Volkssprache, dem Volgare. Im Norden, der das Erbe dieser sizilianischen Schule übernahm, legte die Dichtung ihr höfisch ritterliches Wesen ab und kam in die Pflege der Notare und anderer Gelehrter. Diese scuola dottrinale steigerte die Neigung zu gekünstelten Formen, gesuchten Bildern und verschlungenen, oft dunklen Gedankengängen zu trockener Lehrhaftigkeit und geschraubter Haarspalterei, die Dante selbst Anlaß gab, den Ruhmeskranz ihres Hauptes, des damals hochgefeierten Guittone von Arezzo, zu zerpflücken (Purg. XXVI, 124 ff). Unter dem An-

hauch franziskanischer Innigkeit löst sich diese Starrheit. Nachdem schon der Heilige selbst und sein Jünger Jacopone di Todi im Volkston Lieder zu Gottes Ehre gesungen hatten, schlug Guido Guinizelli von Bologna, der „Vater derer, die süß anmutige Liebesreime fanden", wie Dante ihn preist (ebenda v. 97 ff), Töne echter Poesie an. Seine Richtung, der dolce stil nuovo, wurde namentlich in Toskana gepflegt und gedieh bei Guido Cavalcanti, Gino da Pistoja und anderen, vor allem bei Dante selbst zur Vollendung. Er kennzeichnet denn auch das Wesen dieses „neuen, süßen Stiles" in den schönen Versen:

> .... Ein solcher bin ich, der, wenn Leben
> Mir Minne haucht, im Innern widerklinge,
> Die Weise tönend, die sie eingegeben.

Diese Forderung, echter Ausdruck unmittelbaren Empfindens zu sein, ist freilich nichts anderes als das Wesen aller wahren Poesie. Sie ist auch nicht in allen Erzeugnissen der neuen Schule rein erfüllt worden. Daß sie gestellt werden konnte, zeigt immerhin ebenso wie die hier nur knapp umrissene Entwicklung, daß auch die Poesie zu Dantes Zeit neue Wege suchte. Auch auf diesem neuen Wege aber blieb sie der mittelalterlichen Überlieferung des Minnesanges treu. Und wenn Dante, namentlich in seiner Commedia, über den neuen süßen Stil hinausgewachsen ist, so ist dies sein letztes Gedicht, das Lied von der Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies womöglich noch echteres Mittelalter und der Renaissance noch ferner als selbst der Minnesang.

Ein Schritt von weittragender Bedeutung war schon die Einführung der Volkssprache in die Poesie gewesen. Dantes Beispiel sowohl wie seine sprachwissenschaftliche Abhandlung de vulgari eloquentia haben die Entwickelung mächtig gefördert und der Bildung der italienischen Schriftsprache, die er aus einer gestaltlosen Masse

ungefüger Mundarten herausschälte, bis auf den heutigen Tag die Wege gewiesen. So weit indes diese Tat in die Zukunft weist, so wenig kann die Entthronung des Lateins als Vorspiel zur Renaissance gelten, deren vornehmstes Anliegen die Wiederbelebung der klassischen Sprache und ihres Schrifttums war.

Die bildenden Künste erleben in Italien zu Dantes Zeit ihre erste Blüte seit dem Verfall der Antike. Die Plastik der Pisani, die Malerei der florentiner und der sienesischen Schule weisen nicht nur eine dort bisher unerhörte Beherrschung der Kunstmittel auf, sondern auch neue künstlerische Ziele, eine neue Kunstgesinnung. Aber Giottos, Duccios und ihrer Schüler Kunst ist in ihren Formen wie in ihrem Wesen durchaus gotisch; und wenn Niccolò Pisano die Reliefs antiker Sarkophage zum Vorbilde nahm und auf der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa die Mutter Gottes als antike Göttin bildete — nördlich der Alpen gab es Ähnliches schon etwa hundert Jahre früher zu sehen —, so zeigen seine späteren Werke und die seiner Nachfolger: die Kanzeln in den Domen von Siena und Pisa, in S. Andrea zu Pistoja, eine Entwickelung, die nicht nur nicht in der Richtung auf die Renaissance verläuft, sondern immer entschiedener auf die Gotik zurückweist.

Alles in allem: Dantes Zeit ist eine Zeitwende; aber nicht sowohl Übergang zu einem neuen Zeitalter als vielmehr Ausklang eines zu Ende gehenden, nicht Vorrenaissance sondern Erfüllung des Mittelalters, als dessen echten Sohn Dante selbst sich in allen seinen Lebensäußerungen bekennt: als Vorkämpfer für Imperium und Kaiserrecht, als Schüler der Scholastik und Jünger des heiligen Franz, als Minnesänger und Pilger durch die jenseitigen Reiche.

In seinem Wesen spiegelt sich insonderheit das Jahrhundert, in das sein Leben mündet, das von seltsamen,

eng beieinanderliegenden Gegensätzen trächtige Trecento. Mit Staunen sieht der Leser der göttlichen Komödie, wie sich in dem Geiste ihres Schöpfers christliche und antike Vorstellungen verschlingen. Der tugendstolze Realismus der Stoa scheint sich ohne Zugeständnisse mit dem ehrfürchtigen Vertrauen des Christen auf die göttlicne Gnade zu vertragen. In bunter Reihe wechseln Bilder aus der biblischen Geschichte mit solchen aus der griechisch-römischen Mythologie. Wo die Beispiele gehäuft werden, sind sie meist in geflissentlicher Abwechselung diesen beiden Kreisen entnommen. In einem Verse des Purgatorio (VI, 118 f) wird gar der Christengott angerufen als „höchster Jupiter, der für uns auf Erden gekreuzigt worden!" Auch in den Prosaschriften werden Zitate aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern ohne Wahl mit solchen aus den Philosophen, Geschichtsschreibern und Dichtern des klassischen Altertums in eine Reihe gestellt. Noch auffallender ist die Gegensätzlichkeit, wenn in den Beweisführungen, die durchweg streng dogmatisch aufgebaut, vielfach mit Bibelstellen belegt werden, unvermittelt eine Bemerkung auftaucht, die von scharfer Beobachtung der Natur und des Lebens zeugt. So geht in dem Traktat über die Volkssprache die gläubig der Bibel folgende Lehre von der Entstehung der menschlichen Sprache im Paradiese und ihrer Zersplitterung nach dem Turmbau zu Babel in eine scharfsinnige Untersuchung über die Entwickelung der europäischen Sprachen über. So erscheint in der Schrift de monarchia, mitten zwischen Ausführungen von scholastischer Methodik, die in ihrer nüchternen Skepsis fast modern anmutende Entkräftung der päpstlichen Lehre von den zwei Schwertern. Bezeichnend für Dantes Zeitalter ist, wie sich in seiner geistigen Haltung zwei unvereinbar scheinende Gegensätze verschmelzen: neben messerscharfer Berechnung waltet ein Überschwang him-